

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 5

Rubrik: Der Weg zur Geselligkeit : Antworten auf unsere Rundfrage

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

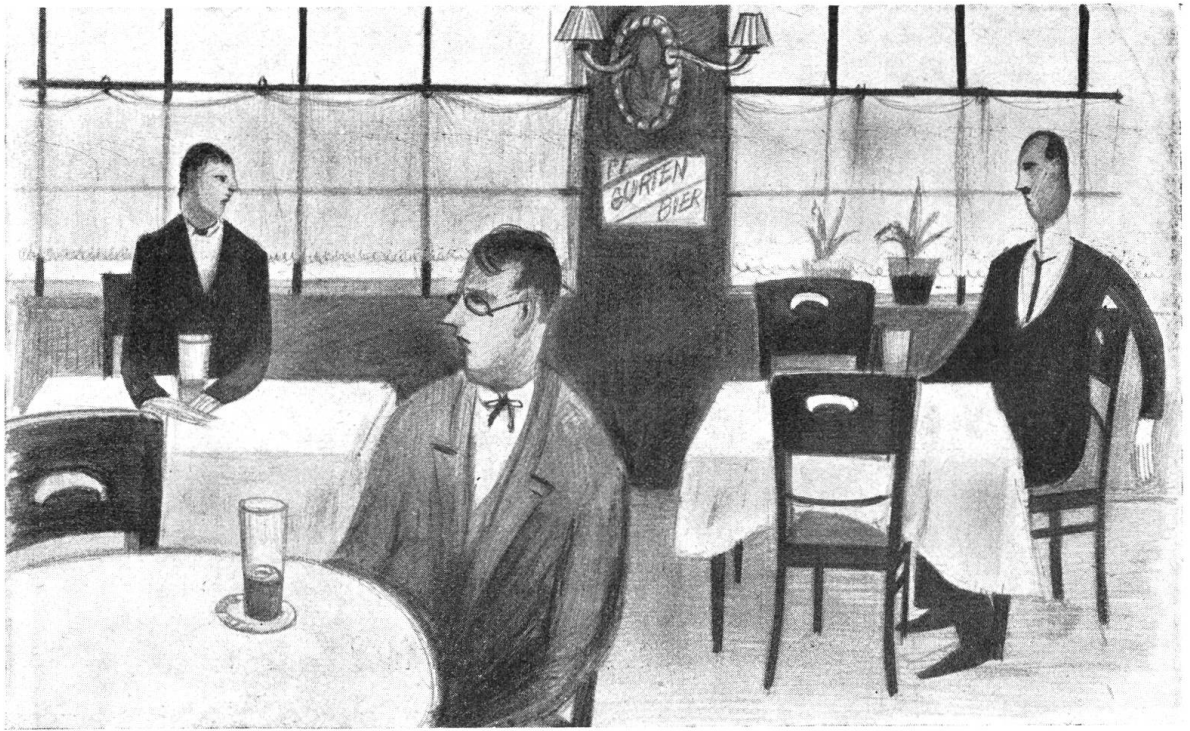
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DER WEG ZUR NEUEN GESELLIGKEIT

ANTWORTEN AUF UNSERE RUNDFRAGE

Illustriert von Werner Burri

Lieber « Schweizer-Spiegel » !

Wir haben beide Freude an der Geselligkeit, mein Mann und ich. Von Anfang an wusste ich genau, dass das gesellschaftliche Leben, das sich bei uns entwickelte, vor allem von mir abhängen würde. Ich stellte es mir leicht vor, dieses gesellschaftliche Leben in Gang zu bringen, denn ich dachte damals, das hänge ausschliesslich vom gu-

ten Willen der Gastgeber ab, und daran fehlte es uns keineswegs.

Ich lud also alle unsere Bekannten und Verwandten nacheinander ein, manche auch miteinander, zum Nachtessen oder zum « noir ». Ich hatte das Gefühl, die Gäste seien gern bei uns und war mit den ersten Erfolgen ausserordentlich zufrieden. Es schien mir ganz natürlich, dass anfangs niemand von selber kam, sondern erst eine Einladung abwartete.

Ich forderte aber jedesmal jeden einzelnen Gast auf, bald wieder zu kommen, auch uneingeladen, denn wir wünschten uns ein möglichst ungezwungenes, geselliges Leben. Dass bei uns in der Schweiz jedem Besuch eine formelle Einladung vorausgehen müsse, hatte mir schon früher sehr missfallen; und bei uns wollte ich diese Sitte nicht aufkommen lassen.

Aber die Konvention war stärker als unser guter Wille.

Abend für Abend warteten wir auf die uneingeladenen Gäste. Doch Abend um Abend verrann, und niemand zeigte sich. Auf meine telephonische Anfrage bei Freunden, warum sie sich denn nie blicken liessen, hiess es: Ja, wann sie denn kommen sollten, sie hätten nicht gewusst, ob sie uns stören würden. — Sie könnten immer kommen, vielleicht morgen Abend? Gut.

Genau gleich ging es mir mit den übrigen Bekannten. Alle kamen bereitwillig, wenn ich mir nur die Mühe nahm, sie auf einen bestimmten Tag dazu aufzufordern. Dann wollten wir es mit einem «*jour fix*» versuchen. Alle unsere Bekannten wussten, dass sie an einem bestimmten Tag erwartet wurden. Vor-sichtshalber erging, trotzdem wir unsern Freunden den «*jour*» bekannt gegeben hatten, am Tage vorher an alle eine telephonische Einladung. Der Freitagabend erwies sich das erstemal als sehr günstig, viele Gäste hatten sich eingefunden, und wir freuten uns bereits auf die netten Abende, die kommen würden. Am zweiten «*jour fix*» kamen zu meinem Erstauen nur drei Personen, und am dritten warteten wir den ganzen Abend vergebens auf Gäste. Trotz diesem Misserfolg nahm ich noch einmal einen Anlauf, in-

dem ich neue Einladungen für unsern «*jour*» ergehen liess. Nach drei, vier Wochen war der Erfolg genau so schlecht wie nach dem ersten Male.

Unsere Enttäuschung war gross, und fast wäre auch bei uns genau das eingetroffen, was wir von Anfang an vermeiden wollten: Ein starrer gesellschaftlicher Verkehr auf konventioneller Bahn.

Wenn es heute doch nicht so schlimm geworden ist, so muss ich sagen, dass mich das manche Ueberwindung und Anstrengung gekostet hat. Es ist nicht leicht, gegen eine Konvention anzukämpfen, und es ist sehr langweilig und bemühend, jeden Gast, den man sich ins Haus wünscht, erst umständlich dazu auffordern zu müssen.

Ich selber mache gern Besuche, auch ohne eingeladen zu sein, und ich habe noch nie bemerkt, dass die Freude am Besuch grösser war, wenn er auf eine Einladung hin geschah.

Wenn es also im Grund allen Leuten genau so gehen muss wie mir, warum ist dann auch heute noch der Besuch auf eine Einladung hin die Regel? Vielleicht, weil wir Schweizer immer noch viel zu bequem und zu unsozial sind.

Frau B. in B.

Sehr geehrte Redaktion!

DER durchschnittliche Schweizer hat drei Formen für den Verkehr mit seinen Mitmenschen. Er ist höflich und reserviert zu seinen Vorgesetzten, grob und reserviert zu seinen Untergebenen und unreserviert grob zu seiner Familie, seinen Freunden und gut Bekannten. Die Situation wäre nicht so verzweifelt, wenn eingesehen würde, dass diese sprichwörtliche Grobheit ein Fehler wäre. Aber nein, sie gilt als Männertugend. Sie besteht vor allem darin, ohne sentimentale Schonung der Gefühle der Mitmenschen seine Eigenheiten durchzusetzen und die

der andern zu missachten. Hand in Hand mit dieser Grobheit geht unsere « Offenheit », für welche Verwandtschaft oder Freundschaft vor allem ein Freibrief bedeutet, seine Meinung über die betreffenden Personen hemmungslos wiederzugeben. Allerdings nur dann, wenn diese Meinung ungünstig ist. Der freie Schweizer hält es seiner unwürdig, Leuten, die er gut kennt, sagen wir einem Bruder oder seiner Frau, etwas Angenehmes zu sagen, Komplimente sind seiner unwürdig. Geselligkeit ist aber nur zwischen Menschen möglich, die das sie Verbindende in den Vordergrund stellen. *G. M. in Sch.*

Lieber « Schweizer-Spiegel » !

DIE schrecklichsten Erinnerungen aus meiner Jugendzeit sind die Sonntagnachmittage. Es herrschte bei uns noch die Sitte, jeden Sonntag, wenn es das Wetter irgendwie zuließ, einen gemeinsamen Familienspaziergang zu unternehmen. Meinen Brüdern gelang es ungefähr vom 16. Altersjahr an, sich als unabhkömmlich abzumelden, für mich aber gab es keine Ausrede. Wie entsetzlich habe ich mich dabei gelangweilt ! Wenn aber das Wetter einen Ausflug wirklich nicht zuließ, dann wurde punkt halb vier Uhr zu einer Verwandten oder bekannten Familie aufgebrochen, bei der dann ein umständlicher Kaffee getrunken wurde. Die Herren unterhielten sich bei einem Glase Wein mit undurchsichtigen, geschäftlichen Gesprächen, während die Frauen, bei denen ich auch sein musste, entsetzlich langweilige Unterhaltungen über Haushaltsfragen führten.

Schon damals habe ich mir fest und heilig vorgenommen, dass, wenn ich einmal Kinder haben sollte, ich ihnen wenigstens dieses Martyrium ersparen würde, und dieses Versprechen habe ich auch gehalten, zum Vorteil meiner Kinder, aber ebenso zu meinem eigenen und auch zu dem meines Mannes. Schon von 14 Jahren an habe ich meine Kinder aufgefordert, mit Schulfreunden und Schulfreundinnen selbständige kleine Ausflüge zu machen. Es braucht ja da nicht viel Ueberraschungskunst. Sie waren dazu natürlich nur zu gern bereit und freuen sich auf jeden Sonntag. Passiert ist ihnen dabei noch nie etwas. Wenn es aber regnet, fordere ich sie auf, die Freunde zu sich einzuladen. Es ist wahr, sie bringen die Wohnung dann manchmal

etwas arg in Unordnung, sei es, dass sie sich mit unsern Kleidern verkleiden oder beim Verstecken unter den Betten und in den Kästen kleine Verheerungen anrichten. Aber gross war auch hier der Schaden noch nie, und für sie sind diese Sonntage wirkliche Festtage.

Mein Mann und ich profitieren, wie gesagt, bei dieser Einrichtung auch. Den Sonntagnachmittag haben wir so manchmal für uns ganz allein. Wir können hingehen, wo wir hingehen wollen, so wie es uns als Erwachsenen Spass macht. Wir können sprechen, worüber wir wollen, ohne Rücksicht auf die Kinder nehmen zu müssen. Die Sonntagnachmittage, an denen wir die Kinder zu Hause haben, benützt mein Mann allerdings gewöhnlich, um sie ausserhalb des Hauses zuzubringen; aber das tut ihm gewiss nur gut, und ich habe die Gelegenheit, meine Kinder auch im Umgang mit andern Kindern kennen zu lernen, in ihren Schwächen und in ihren Vorzügen. Und ist das nicht auch ein Weg zu der richtigen Geselligkeit für unsere spätern Jahre ?

Frau G. R.

Sehr geehrte Redaktion !

DIE einzigen Anlässe zum geselligen Beisammensein sind für die Landjugend die offiziellen Tanzsonntage und die « Konzert- und Theateraufführungen » der Vereine mit dem obligaten « gemüthlichen Teil ».

Es kann ja dabei wirklich manchmal recht gemüthlich zugehen; aber das Ding hat einen Haken : Es ist zu teuer. Unsere Bauernsöhne haben nicht genug Sackgeld und die Knechte haben zu wenig Lohn, um sich ein solches Vergnügen mehr als etwa viermal pro Jahr zu leisten. Das ist aber zu wenig. Die Geselligkeit wird auf diese Weise zu einer Staatsaktion und verliert dabei an Gemüthlichkeit.

Ein Bauernsohn hat — wenn's gut geht — vielleicht 5 Fr. Sackgeld pro Woche. Daraus bezahlt er die Mitgliederbeiträge für die Schützengesellschaft und für eventuelle andere Vereine, die Reparaturen an seinem Velo, das Rauchzeug, Krawatten und andere Kleinigkeiten. Der Knecht mit 80 Fr. Monatslohn muss auch seine ganze Garderobe und Wäsche selber unterhalten. Unter diesen Umständen ist ein Tanzsonntag eine ganz gewichtige Ausgabe :

Theaterbillett	Fr. 2.—
1 Flasche Wein	» 3.50
Guetzi, Trinkgeld usw. . .	» 1.50
	Fr. 7.—

Hat einer dazu noch ein Mädchen eingeladen, so muss er sicher mit über Fr. 10 rechnen. Und das «Rechnen» verdirbt bekanntlich die Gemütlichkeit.

Da finde ich es im Waadtland viel schöner. Dort wird jeden Sonntagnachmittag in erreichbarer Nähe getanzt. Kein Mensch ist dabei verpflichtet Eintritts- oder Tanzgeld zu bezahlen und Flaschenwein zu trinken. Man kann hingehen und bloss eine Stunde bleiben, ohne dass man scheel angesehen wird. Darum kommt man auch dort so oft zusammen! — unbeschwert und un verpflichtet.

Unsere bernischen Wirtschaftsgesetze erreichen das Gegenteil von dem, was sie sollen. Je weniger Tanzanlässe sind, um so mehr werden sie zu blöden Saufereien.

Für die Sonntagnachmittage sollte in jeder Wirtschaft das Tanzen ohne weiteres erlaubt sein.

E. P. in A.

Liebe Redaktion!

NACH meiner Auffassung liegt das Grundübel unserer heutigen zerrütteten Geselligkeit schon in der Schule. Kommen Knaben und Mädchen im Alter von 13—14 Jahren ausser an Mittwoch- und Samstagnachmittagen um 5 oder 6 Uhr (halt, man sagt jetzt 17 oder 18 Uhr) heim, dann haben sie noch vor und lange nach dem Nachtessen Hausaufgaben zu machen. Wieviel schöner wäre es, wenn diese heranwachsende Jugend im Eltern- und Geschwisterkreis bei und nach Tisch am Abend bleiben könnte, als sich in eine Ecke zu setzen und die Hausaufgaben zu machen! Und dann muss alles im Zimmer ruhig sein, bis der 13jährige Hans seine Algebra und die 14jährige Vrene ihre französischen Aufsätze gemacht haben. Eine Wohnstube, die geheizt werden kann, haben wir nämlich nur, und, da wir nur eine 4-Zimmerwohnung (1 Wohn-, 1 Eltern- und 2 Kinderschlafzimmer) bewohnen können, so müssen Hans und Vrene ihre vielen Schulaufgaben in der Wohnstube machen.

Komme ich nun am Abend vom Bureau

zum Nachtessen nach meiner anstrengenden Arbeit heim und hätte nachher meine Kinder gern «en famille», dann heisst's: «Sobald ich mit meinen Schulaufgaben fertig bin.»

Vrene und Hans sind auch extra schon morgens zwei Stunden bevor es nötig war, aufgestanden, nachdem sie am Abend vorher mit den Eltern gesellig zusammen waren, um die Aufgaben vor der Schule zu machen.

Aber die Kinder schliefen vor Angst die ganze Nacht schlecht, sie sind pflichtbewusste Schüler und lernen leicht.

Wieviel schlimmer muss es erst für Eltern sein, wo die Kinder nur Mittelschüler sind!

Was bleibt da Vater und Mutter übrig, als ohne ihre Kinder mit Bekannten oder Verwandten den Abend zu verbringen und meistens auswärts? So auch uns. Nur an Sonntagnachmittagen und -abenden fühlen wir uns so richtig «en famille», seit unsere zwei Kinder in die «höhern Schulen» gehen.

Ich bin alles, nur kein Kommunist; aber ich finde, dass die heutigen Schulen den Knaben und Mädchen zu viele Hausaufgaben geben. Wir Männer haben die 48-Stundenwoche, die Frauen nähern sich ihr durch «das moderne Heim», und unsere Jugend geht von 8—12 und 2—5½ Uhr in die Schule und macht dann minimum zwei Stunden lang zu Hause Aufgaben.

So entfremdet man die Jugend in einem gewissen Alter der Familie.

Jung gewohnt — alt getan. *M. K.-S. T.*

Sehr geehrte Herren!

DER einzige Weg zur neuen Geselligkeit scheint mir der zu sein, dass man sie ihres gegenwärtigen kommerziellen Charakters entkleidet. Die ganze Organisation der Geselligkeit liegt heute in den Händen von Leuten, welche damit Geld verdienen wollen. Diese Leute, es sind im allgemeinen die Wirte, organisieren deshalb jeden Anlass so, dass er möglichst viel Geld kostet. Dadurch wird das Mitmachen einmal den meisten Leuten aus finanziellen Gründen unmöglich gemacht, und den andern wird zum allermindesten die Freude vergällt.

Meine Frau liebt es ausserordentlich, Bälle zu besuchen, und mir machen sie auch Freude. Aber immer wieder wird uns der

Abend verdorben durch die unerhörte Ausnützung, durch die Art und Weise, wie man gezwungen wird, Geld zu verschleudern. Wenn man schon kein Bedürfnis hat, man muss übermässig teuren Flaschenwein trinken, an den wirklich bequemen Plätzen ist sogar Champagnerzwang.

Die Wirte benutzen die Feste und die Feststimmung, um sich für die schlechten Geschäfte während der ruhigen Zeit ausgiebig zu erholen. Aber es liegt nicht nur an den Wirten. Auch wenn Gesellschaften Bälle veranstalten, kommen sie unverändert teuer; denn man will nicht den Leuten eine Freude machen, sondern man will die Vereinskasse füllen, oder Geld zusammentreiben für irgend einen Zweck, für die Erstellung eines Säuglingsheims oder einen Fonds für entlassene Sträflinge. Wohltätigkeit ist schon recht; aber wenn ich mich unterhalten will, will ich nicht noch zugleich gezwungen werden, Wohltäter zu sein.

Ich habe diese Silvesternacht mit Freunden verschiedene Hotels und Cafés besucht. Alles war scheinbar in bester Stimmung. Kinderballons und Luftschlangen und Konfetti flogen durch die Luft, Jazzbands spielten; aber wenn man näher zusah, so langweilten sich die meisten Leute, und ich habe viele junge Angestellte beobachtet, die mit ihren Freundinnen dasassen, scheinbar sehr übermütig und ausgelassen, und wenn das Mädchen einen Augenblick vom Tische wegging, sah man die jungen Leute plötzlich ernst werden und im Geiste die Ausgaben des Abends überschlagen.

Was uns fehlt, ist eine echte Geselligkeit, die nicht für Profit organisiert ist, sondern nur den einzigen Zweck hat, unser Gesellschaftsbedürfnis zu befriedigen. Ich glaube, der Weg dazu ist der, dass wir die Geselligkeit den Wirten wieder entreissen und sie selbst in die Hand nehmen: Wir sollten mehr Feste im häuslichen Kreise veranstalten, Zusammenkünfte von befreundeten Familien, Hausbälle (das kommt gar nicht teuer, man räumt zwei Zimmer aus und serviert Tee, Zitronenlimonade und belegte Brötchen).

P. R. in Z.

Lieber « Spiegel »!

MEINE sel. Mutter, die Wunder der Liebe wirkte, hatte keine Zeit, ihre sechs Kinder einzeln lieb zu haben. Meinem Va-

ter waren Gegenwart und Augenblick nur Brücken in eine fernere Zukunft, wo er seine Kinder als angesehene, rechtschaffene Menschen vor sich sah. Geselligkeit gab es in unserm Heime nicht. Beide Eltern waren überall hochgeachtet, sie waren allen Menschen freundlich gesinnt, doch Freunde hatten sie keine.

Ich wuchs heran einerseits mit grossem Hunger nach Liebe, Freundschaft und geselligem Verkehr, anderseits hatte ich es sehr schwer, mich anzupassen. — Selbst sehr sangesfreudig, litt es mich nicht lange in einem Männerchor, es schien mir die « ernste Technik » töte die Gesangeslust. In einem Geselligkeitsverein wollte ich begeistert der Theatersektion beitreten, die tonangebende Koryphäe machte Schwierigkeiten wegen dem angeblichen Akzent im Hochdeutschen. Im Schützenverein gab es nur Nummern, grüne und rote, Doppel und Nachdoppel, aber keine Männer wie im « Fähnlein ». In den politischen Versammlungen fand ich weder Schwung noch Wärme, wenig Gedanken und kaum aufrichtige Kameradschaft, einige Popanzen gaben sich biederhaft und unnahbar und wir andere waren Statisten.

Ich bin verheiratet, habe eine liebe Frau, Heim und gefreute Kinder. Trotzdem kommt mich ab und zu ein Verlangen an nach den Menschen der Aussenwelt. Ich finde aber den mir zusagenden Kreis nicht. Versuche ich es mit Einzelnen, Männern, einem Freunde, dann prallen wir bald gegeneinander, beide wollen geben, keiner will wirklich nehmen. Bei Frauen von anklingendem Geist und Wesensart leidet unvermeidlich die Unbefangenheit.

Ich suche die Geselligkeit in der Natur. Seite an Seite mit Gesinnungsfreunden wandere ich stumm in die Berge. Die Mitteilbarkeit ist dort verpönt, jeder sucht nur sein eigenes Erlebnis.

Ich habe beobachtet, dass dort, wo laute, rauschende Geselligkeit herrscht, auch schale Oberflächlichkeit, blasierter Ton, und — Langeweile zu treffen sind.

Wie kann da geholfen werden? Könnte man nicht sich zusammenfinden mit der einzigen Absicht, als wohlgesinnter Mensch mit andern Menschen zu verkehren? Es wäre dann belanglos, ob man tanze, ob man spiele, einen Vortrag anhöre, eine Ansicht verfechte, oder still für sich, aber in lebenerfülltem Raume, ein Buch lese.

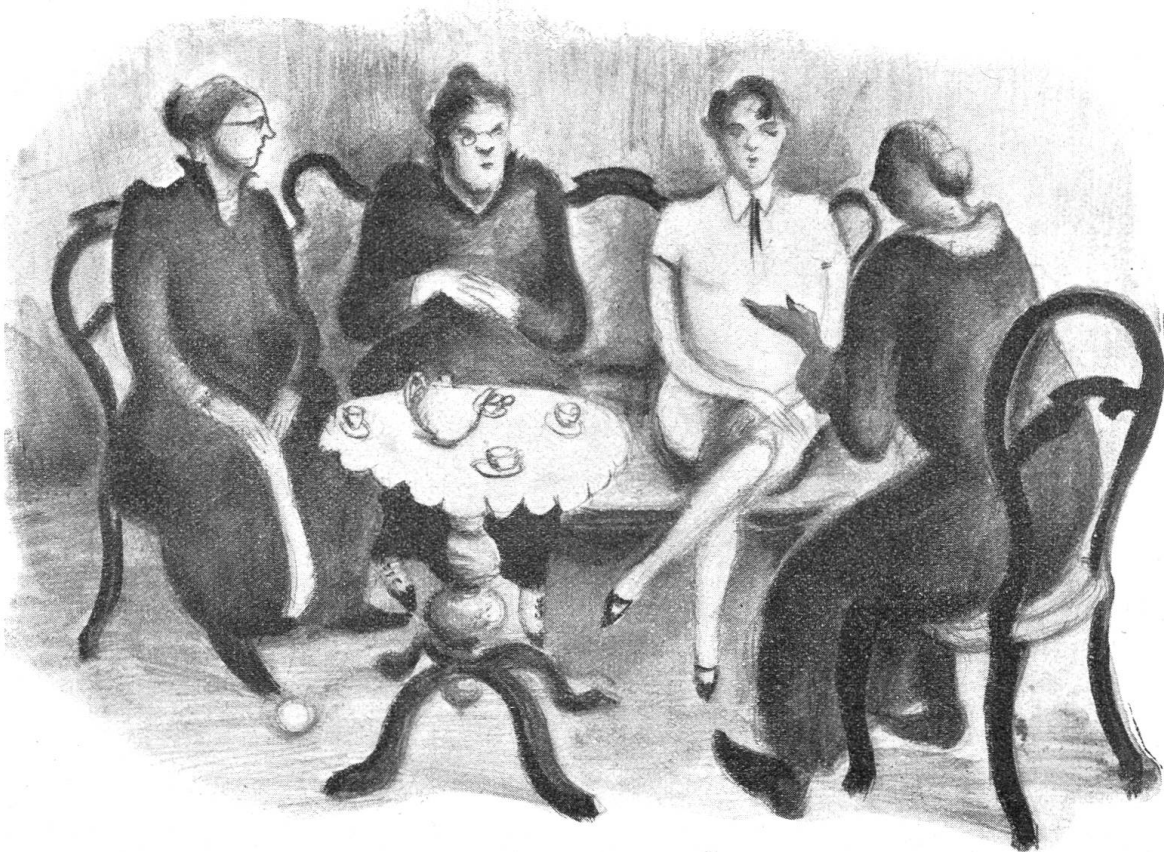
Es bliebe allein wichtig, dass es ohne Programm geschähe, ohne geschriebene Statuten, zwanglos, Nachsichtigkeit und Feinfühligkeit wohl abgewogen, alles eingegeben und geleitet von der aufrichtigen Freude daran, dass man nicht allein auf der Welt sei. *W. M., Basel.*

Liebe Redaktion!

GESANGVEREINE sind zum Singen da und Schützenvereine zum Schiessen. So naiv war ich einmal, dass ich an diese Zweckbestimmung der ungezählten Vereine geglaubt habe. Heute weiss ich, dass der Zweck ein ganz anderer ist, und zwar merkwürdigerweise beim Schützenverein und beim Sängerverein genau der gleiche, nämlich ganz einfach der, dem Mitglied Buchdrucker die Möglichkeit zu geben, Programme, Visitenkarten, Geburts-, Hochzeits- und Todesanzeigen in Auftrag zu bekommen, dem Mitglied Goldschmied Gelegenheit zu geben, Ehrengaben aus seinem Geschäft zu verkaufen, dem Delikatessen-

bändler Kunden in den Laden zu führen, dem Politiker, sich bekannt zu machen usw. usw.

Wenn ich früher von einem meiner Mitbürger gehört habe, dass er in etwa 10 verschiedenen Vereinen Mitglied sei, hat mir das eine dumpfe, achtungsvolle Verwunderung eingeflösst, dass ein Mensch so verschiedenartige Interessen haben könne. Jetzt weiss ich es: Ein Interesse hat diese Leute in die Vereine geführt, das Interesse am Geschäft. Und hier, gerade hier ist die kranke Stelle in unserer Geselligkeit. Ich weiss, dass es in jedem Sängerverein natürlich auch Sänger hat, die wirklich des Singens wegen hingehen und in jedem Schützenverein Freunde des Schießsportes; aber sie sind in verschwindender Minderheit, und diese andern, die nicht aus Geselligkeitsgründen, sondern aus Geschäftsinteresse in den Vereinen sind, die sind es, welche den Vereinen ihre innere Existenzberechtigung nehmen. Geschäftsinteresse und Geselligkeit lassen sich nicht ungestraft verbinden; denn echte Geselligkeit,



Während die Frauen, bei denen ich auch sein musste, entsetzlich langweilige Gespräche führten...!

die wirklich das Leben bereichert, ist nur ohne den egoistischen Einschlag des Geschäftsinteresses möglich. Es ist der Sinn der echten Geselligkeit, uns von dem notwendigen egoistischen Kampf ums Dasein zu erholen, sei es, dass wir uns einem überpersönlichen, künstlerischen Interesse gemeinsam hingeben, oder einem sportlichen, sozialen, politischen Zweck usw. usw.

G. M. in Bd.

Sehr geehrte Redaktion!

ICH versuchte mit meiner Schwester zusammen den Schwerpunkt der Geselligkeit unter uns jungen Leuten mehr in die Familie und ins Haus zu verlegen, erstens damit man sich endlich vom langweiligen und doch kostspieligen Wirtshaus emanzipieren könne, und zweitens damit sich meine Schwester und andere Haustöchter daheim nicht zu langweilen brauchten. Das Gegebene schien mir ein Tanzkränzchen. Ich lud meine Kameraden und meine Schwester ihre Kameradinnen ein. Wir machten bei den Tanzereien wenig Umstände, und

es war doch recht gemütlich. Unsere Versuche scheiterten aber aus folgenden Gründen:

1. Obschon wir zumeist junge Leute aus ähnlichen Verhältnissen hatten, die sich sehr wohl hätten revanchieren können, taten sie das nicht, mit einer Ausnahme. Sie liessen sich wohl gern einladen, hatten aber eine unerklärliche Scheu, etwas Aehnliches bei sich zu Hause zu veranstalten. Sicher war es weniger Knauserei, als die Angst, zu wenig zu bieten, als ob «junge Ware» etwas anderes brauchte als einen Grammophon und ein Glas Wasser! Dieser Angst entspringt dann die dumme Sucht, «im Zweifel» etwas Besseres und Nobleres zu bieten. Andererseits will der Schweizer ja nicht als Aufschneider gelten. Um den Wettlauf im Nobeltun, der solche Tanzereien natürlich unmässig verteuert, zu vermeiden, lässt man dann eben solche Familienlustbarkeiten ganz bleiben. Es ist ja schon bei der elterlichen Generation betrübend, zu sehen, wie man sich mit erschreckend teuren, üppigen und daher lästigen



„Wer Geselligkeit liebt, muss auch bereit sein, dafür zu zahlen...“

Mählern überbietet und sich infolge Müdigkeit mopst. Also fort mit dem Aufschnitt und dem Spruch «Bei uns ist es halt nicht so fein!» Sind nicht gerade die Klubhütten in ihrer Primitivität am allerfidelisten?

2. Es ist ein altes Lied, wie die Schweizer Putzhausfrau vor dem Gstürm um ihr Parkett bangt. Dabei sieht kein Mensch den weissen Tritt von Gustavs Gummisohle, wegen dem sie nicht schlafen kann. Man sage mir: Wo kann eine fröhliche Gesellschaft ein Lied singen oder bloss laut lachen, ohne dass ein Philister brummt?

3. In der Schweiz vermeidet das Mädchen um jeden Preis, einer anderen irgend eine Herrenbekanntschaft vorzustellen; auch wenn der Betreffende gar nicht «in Frage kommt», so mag sie der Freundin nicht einen männlichen Bekannten mehr gönnen. Manche Mädchen laden ja prinzipiell nur hässlichere als sie selbst ein. Da denkt sich natürlich der junge Mann: Aha, der Kampf um den Mann, obschon er gar nicht so krass existiert. Aber er hat eben eine schreckliche Angst vor einer allfälligen Schwiegermutter, und dann unterhält er sich so gut wie möglich mit losem Geflügel, wo wenigstens seine Freiheit nicht in Gefahr scheint. Diese Unterhaltungen sind oft in viel freierem Rahmen; die Aufrichtigen finden sie im Grunde stupid und unerquicklich, sie würden den eigenen Stand gern vorziehen. Aber diese Gespensterfurcht ist den jungen Leuten fast nicht mehr auszutreiben. Geselligkeit im Familienkreis bedeutet für manchen bald dasselbe wie Heiratsfalle. Ich kann keinen Kameraden ins Haus bringen, ohne dass ein böses Maul von Vermittlerei munkelt, obschon meine Schwester dies durchaus nicht nötig hat. Es ist unglaublich, was der Klatsch mit dem neuesten Schlager «Kampf um den Mann» für Unheil anrichtet! Diese Intrigen und Tratschereien haben uns die Tanzereien gründlich verекelt.

Aus der Missgunst erkläre ich mir z. B., warum meine Schwester nur zu männerfreien Teevisiten eingeladen wird; sie ist wohl zu hübsch. Es scheint offenbar nicht fein zu sein, dass ein Mädchen zum andern ins Haus kommt (auf die Bude steigt, sagen wir), ohne förmlich eingeladen zu sein, wo dann wieder der ganze Konditoreiklimbim aufmarschieren muss. Man sollte sich doch

in den gegenseitigen Häusern wirklich mit weniger Förmlichkeiten bewegen können.

Der «Schweizer-Spiegel» soll einmal monatlang gegen das Umständemachen Krieg führen; er soll es so lang lächerlich machen, bis die Einfachheit allein anständig ist. Die Geselligkeit und vor allem der Magen befindet sich viel wohler dabei.

Für die Jugend schlage ich eine energische Propaganda für die Surprise party vor. Sie ist billig und recht fidel. Man kann der Putzhausfrau entgegenkommen, indem man das Gstürm auf den Abend vor der Putzete verlegt. Wir jungen Leute wollen musizieren, tanzen und lachen. Wir verlangen von den Eltern keine Unkosten, bloss etwas guten Willen.

Die Schwester sagt übrigens, dass da, wo getanzt werde, die jungen Leute nichts Gscheiteres zu tun wissen, als blöde an den Wänden herumzustehen. Sie seien wie gelähmt und dick voller Hemmungen, die sie am Auffordern einer jungen Dame hindern. Und die jungen Herren wollen nämlich tanzen!

E. Pf., cand. jur. in Z.

Lieber «Spiegel»!

NICHTS ist umsonst, als der Tod und der kostet das Leben. Das sollte man sich auch bei der Geselligkeit gesagt sein lassen. Wer Geselligkeit will, muss auch bereit sein, dafür zu zahlen. Ich bin ein Freund der häuslichen Geselligkeit. Ich ziehe die Gesellschaft meiner Familie jeder andern vor. Ich freue mich aber auch, meine Verwandten und Bekannten in meinem Hause zu empfangen. Ich bin aber auch bereit, für diese Geselligkeit zu zahlen. Ich Sorge dafür, dass sowohl für meinen Mann, wie für mich immer Lesestoff vorhanden ist. Ja, sogar dafür Sorge ich, dass meinem Manne das Rauchzeug nicht ausgeht. Und jeden Abend, wenn wir zu Hause sind, gibt es nach dem Essen noch einen schwarzen Kaffee oder Tee. Auch etwas Gebäck ist immer vorrätig. Ich Sorge dafür, dass jeden zweiten, dritten Monat auch etwa wieder eine neue Platte fürs Grammophon kommt. Ich bin überzeugt, dass diese Ausgaben sich innerlich und äusserlich bezahlt machen.

Frau B. K. in R.

Schluss folgt
in der nächsten Nummer.